

er war kontaktscheu und wirkte auf andere Menschen „etwas eigenartig“ (S. 82; vgl. S. 73, 130f.). So blieb er allein und ohne Unterstützung von außen, als er nach seiner Einberufung den Wehrdienst mit der Waffe verweigerte. Am 2. 3. 1939 begründete er „aus Gewissensgründen“ seine Ablehnung und führte aus, daß „positives Christentum“ nicht zur Kriegsrüstung, sondern zu „Taten nationaler Hilfsbereitschaft“ sowie „zur praktischen Betätigung von Feindesliebe“ auffordere (S. 167). Stöhr wurde daraufhin verhaftet, zunächst wegen Fahnenflucht zu einem Jahr Gefängnis, nach Verweigerung des Führereides dann aber am 16. 3. 1940 zum Tode verurteilt. Die evangelische Kirche aber, in deren Namen Otto Dibelius noch 1930 erklärt hatte, daß sie „über diese christlichen Pazifisten . . . ihre Hände halten“ werde (S. 72), schwieg. Stöhr ging seinen Weg bis zuletzt allein zu Ende.

Ist Hermann Stöhr eine „Identifikationsgestalt“ (S. 11) für junge Menschen, die heute nach glaubwürdigen Antworten auf ihre Fragen suchen? Er ist es sicher in der Hinsicht, daß er den Maßstab seines Handelns im Evangelium fand und sich darin, seinen eigenen Tod eingeschlossen, nicht beirren ließ. Sein Eintreten für eine glaubwürdige Kirche, für den Frieden, für eine Aussöhnung mit Polen und für Solidarität mit Verfolgten und Juden orientierte sich an der Bergpredigt und gewann dadurch eine Kraft, die auch über seine Zeit hinausreicht. Der Preis, den er für den Frieden zahlte, war hoch. Man spürt Röhm die persönliche „Betroffenheit“ an, die er „beim Spurensuchen und beim Aktenstudium erlebt“ hat (S. 11). In Verbindung mit mehreren Exkursen, in denen er eine Fülle von zeitgeschichtlichen Informationen zusammengetragen hat, gelang ihm eine gut lesbare und lebendige Darstellung, die im Brennpunkt einer Biographie einen Zugang zu dieser noch heute schwer verständlichen Zeit des Nationalsozialismus erschließt. Ihr sind in der Fachwissenschaft und in der breiteren Öffentlichkeit viele Leser zu wünschen.

*Bielefeld*

*Heinrich Holze*

Hanna-Barbara Gerl, Romano Guardini. 1885–1968. Leben und Werk, Mainz (Matthias-Grünwald-Verlag) 1985, 381 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Ln. DM 48,-.

In den letzten Lebensjahren war es um Romano Guardini still geworden. Nach dem Tode schienen der Mann und sein literarisches Werk fast vergessen, zumindest weit entfernt. Nur diejenigen bewahrten die lebendige Erinnerung, die Guardini von den zwanziger bis in die fünfziger Jahre des Jahrhunderts begegnet waren: Nur diese Leute der damals schon älteren und mittleren Generation, hörten auch jetzt noch die nie laute Stimme des feinen, aristokratischen Mannes auch in seinem geschriebenen Wort. Der studentischen Generation der sechziger und siebziger Jahre, die zur „Kulturrevolution“ sich anschickte oder von den ideologischen Agitatoren im großen Haufen sich willig treiben ließ, erschien die Geistigkeit dieses Mannes, soweit sie überhaupt noch seinen Namen kannte, so weit entfernt wie ein anderes Sonnensystem. Erst im Vorfeld des hundertsten Geburtstages und durch die Gedenkstunden zu diesem Geburtstag rückten der Mann – noch nicht wieder sein Werk – wieder stärker ins Bewußtsein. Wesentlichen Anteil hatten daran erst jetzt publizierte Aufzeichnungen, tagebuchartige Notizen, Reflexionen, die auch den Älteren vielfach erstaunlich, gelegentlich befremdlich erschienen.

Unter den Werken der letzten Jahre über Romano Guardini gebührt der vorliegenden Arbeit besonderer Rang: Es ist die umfassendste, bis heute beste Darstellung seines Lebens und seines Lebenswerkes, gleichzeitig – im Spiegel einer sensiblen geistig-geistlichen Persönlichkeit – ein wesentlicher Einblick in die Geistesgeschichte, in die Kirchengeschichte seiner bewegten Epoche. Es ist nicht zu hoch gegriffen, wenn Guardini den bedeutendsten Gestalten des europäischen Geisteslebens der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zugerechnet wird. Guardini hat nach dem Zweiten Weltkrieg an den Universitäten Tübingen und München Hörsäle gefüllt wie kaum ein zweiter akademischer Lehrer, bis zum Beginn der sechziger Jahre. Fragt man diese Hörer, „so kommt

eine erstaunliche, nicht selten aufleuchtende Freude an dem alten Lehrer zu Tage, die Erinnerung an Kostbares, wie es sich nicht oft einstellt. Das am meisten Erstaunliche ist freilich, daß es Hörer verschiedenster geistiger Herkunft und Ausrichtung sind, Hörer, die auch vielfältige Folgerungen für ihr Denken gezogen haben: Guardini scheint eine Wirklichkeit im Leben berührt zu haben, die frei ließ, wie er sagen würde, ‚vom Wesen her‘ – in der Überholung alles unentschieden Liberalen. Autorität also, die den anderen zu seinem Eigensten wachsen läßt. Dies ist nur möglich in der Bindung an Wahrheit – vielleicht *das* Grundwort Guardinis. Er selbst empfand sie zuweilen ‚wie ein Wesen im Raum stehend‘. Wer ist derjenige, der etwas so Seltenes vermittelt? Aus welchen Entscheidungen kommt jemand, der eine solche Durchlässigkeit gewonnen hat? In dessen Sprechen der ‚Vorübergang‘ des Geistes zuweilen eine fast sinnliche Gegenwart annahm?“ (9f.). Die Verfasserin zeichnet mit vorzüglicher Sachkenntnis, aus den Quellen und zugleich einfühlsam dieses Leben und Lebenswerk: die Herkunft aus einer am Risorgimento begeisterten Veroneser Kaufmannsfamilie; die Übersiedlung nach Mainz (aus geschäftlichen Gründen), wo Romano Kindheit und Jugend verbrachte (er wuchs mit den Geschwistern zwei- oder gar dreisprachig auf, weil die Kinder rasch den Mainzer Dialekt sich aneigneten); mancherlei Umwege, dann der Einbruch des Religiösen, der Weg zum Priestertum mitten im Pontifikat Pius’ X., in der beklemmenden Atmosphäre der Modernismuskämpfe (vielleicht rührt aus diesen Eindrücken, gewiß nicht allein, die lebenslange Distanz des absolut kirchenverbundenen Priesters zum kirialen Rom); Lehrjahre des jungen Priesters und der unerwartete erste Schritt in die Berühmtheit mit der kleinen Schrift „Vom Geist der Liturgie“ (1918), herausgegeben als erster Band der Reihe „Ecclesia orans“ von Abt Ildefons Herwegen aus Maria Laach, damit der sichtbare Durchbruch zur „Entdeckung der Kirche“, vornehmlich in der lebendigen Mitfeier der Liturgie; der Aufbruch in das akademische Wirken seit 1920 (zunächst als Privatdozent in Bonn, 1923 bis 1939 als akademischer Lehrer – in vielfach bedrängten Verhältnissen – an der Universität Berlin); daneben die Hingabe an die Jugendbewegung („Quickborn“; Burg Rothenfels am Main); die erzwungenen Jahre des Verstumms (1939–1945); dann der neue Anfang in Tübingen (1945–1948) und „die Fülle des Erreichten“ in den Münchener Jahren. In dem langen Leben, in dem heute kaum noch vorstellbaren Einfluß auf die studierende Jugend und in dem – gewiß vielfach zeitbedingten – literarischen Werk wird die Entfaltung und Bewahrung einer christlichen Existenz im 20. Jahrhundert erfahrbar, in der Nähe und im Widerspruch zu diesem Jahrhundert.

München

Georg Schwaiger

Giancarlo Rocca: *L’Opus Dei. Appunti e Documenti per una storia*, Rom – Edizione Paoline, 1985, 233 S., kt., L 18.000.

Der Verfasser, Chefredakteur des bisher schon siebenbändigen Lexikons *Dizionario degli istituti di perfezione*, des neuesten Lexikon über die Orden, hat im 7. Band unter dem Stichwort *Opus Dei* nur den Gottesdienst behandelt, wie dieser von alters her – vgl. Benediktsregel 7,63 – unter diesem Ausdruck verstanden wurde. Er verwies aber auf das Stichwort *Società sacerdotale della Santa Croce*, den früheren Namen dieser Gemeinschaft, also auf den Band, der noch aussteht. Der Lexikonartikel aber wird nicht so umfangreich sein können wie die vorliegende Schrift, in der ausführlich die bisherige Geschichte des *Opus Dei*, vornehmlich unter kirchenrechtlichen Gesichtspunkten, und 53 Dokumente, wörtlich ediert, vorgelegt werden. Der Untertitel gibt sich bescheiden: *Appunti* (Notizen, Bemerkungen) . . . *per una storia* (für eine spätere Geschichte). Bevor das Archiv nicht geöffnet wird – vor 50 Jahren ist das ja auch nicht anzuraten –, wird gewiß eine „Geschichte“ nicht angefertigt werden können, so aufdringlich sich auch Polemik gegen wie Apologie für das *Opus Dei* gebärden.

Hier mag die Geschichte der Dokumente, bezogen auf die schnelle Entwicklung des *Opus Dei*, kurz angedeutet werden.

1928 scharte sich um den damaligen Jungpriester und Doktoranden in Saragossa ein